

# Die neuen Wilden

Das Outback beginnt hinter dem S-Bahnhof – wenn nur die innere Haltung stimmt: Wofür gibt es sonst Kurse in „Wildniswissen“? Ein Seminarbesuch.

Von Georg Etscheit

Thomas sitzt da mit verschränkten Beinen und geradem Rücken, in sich ruhend, wie Buddha. Vor sich in dem mit Stroh ausgelegten Indianertipi, das als Versammlungsort dient, hat er ein Tuch ausgebreitet. Darauf liegen Dinge, die man im Wald so findet, wenn man nicht auf dem Mountainbike mit Karacho durch die Pampa brettert: ein Rehschädel, ein Baumpilz, eine Feder, eine Schnecke, ein Stück Moos. In der Mitte des Zeltes knistert ein Lagerfeuer.

Andachtsvoll bröselt Thomas ein paar Blätter in eine silbrig schillernde Muschelschale. „Amerikanischer Salbei“, erläutert er. Dann zündet er sie an, fächelt der Glut mit einer Adlerfeder Luft zu, und beginnt, sich mit dem duftenden Rauch abzuwaschen. Für ihn sei dieses Ritual „ein Ankommen“. Dann macht die Schale die Runde. Mich macht der Vollzug indianischer Folklore in westlicher Interpretation immer etwas befangen. Zumal die Indianer, wie jüngst in dieser Zeitung stand, wohl auch keine Musterknaben in Sachen Nachhaltigkeit waren. Sie hatten nur noch nicht die technischen Mittel, um sich die Natur so vollständig zu unterwerfen, wie es dann die Weißen taten. Und die viel zitierte Weisung der Cree, „Erst wenn der letzte Baum gerodet ist, werdet ihr merken, dass man Geld nicht essen kann“, soll nicht von einem Schamanen stammen, sondern von einem Filmregisseur namens Ted Perry. Ernüchternd.

Das morgendliche Räucheritual wird unsere kleine Gruppe von Wildnis-Lehrlingen an diesem Wochenende begleitet. Schließlich wollen wir nicht nur diverse Überlebentechniken lernen wie Feuermachen ohne Streichhölzer oder den Bau einer Laubhütte, sondern auch die „richtige Haltung“ fürs Leben im Outback. „Viel Spaß beim Regenwürmer-Essen“, hatten mir Freunde zum Abschied gewünscht.

Kursleiter ist Thomas Wenger, 42, von Beruf Förster, er steht als „Wildnispädagoge“ in den Diensten der vom ehemaligen Flugbegleiter und Flugsicherheits-trainer Wolfgang Peham gegründeten und geleiteten Wildnisschule Wildniswissen in Hannover. Der Basiskurs sei kein klassisches Survival-Training, erläutert Peham auf seiner Internetseite. „Wenn Sie aber auf der Suche nach einer tiefen Verbindung zur Natur sind und nach Fertigkeiten, die Ihnen helfen, im Einklang mit und in ihr zu leben, dann sind Sie hier richtig.“

Unser Trainings-Outback liegt im Münchner S-Bahnbereich, in einem Waldstück nahe dem Örtchen Jetzdorf im Dachauer Land. Dort treuet Thomas die Walder des Barons von Freyberg, Naturhüter Waldbau, versteht sich. So richtig wild ist es hier nicht. Ein ziemlich normaler deutscher Wirtschaftswald, wenn auch keine Fichtenwüste. Über unseren

„Wildnis? Unsere Natur vor der Haustür reicht völlig aus.“

Köpfen dröhnen die Flieger, die den nahen Münchner Großflughafen ansteuern. Am Telefon hat Peham gesagt, Wildnis sei für ihn „die natürliche Ordnung der Welt“. Um in sie einzutauchen, brauche es nicht unbedingt völlig unberührte, menschenleere Natur. „Unsere Natur vor der Haustür reicht völlig, es kann sogar der eigene Garten sein.“

Meinem Verständnis von Wildnis am nächsten kommt noch der Sumpf am Flüsschen Purrbach, wo eine Biberfamilie kreative Unordnung veranstaltet hat. Überall liegen gefällt Bäume herum. Der von den Nagern gebaute Damm ist so dicht, dass die „Wellnessoase“, unser asketischer Waschplatz, fast trockengefallen ist. „Wir haben immer den Drang, alles in Ordnung zu bringen“, meint Thomas, als er uns zu dem Biberberaub führt. „Dabei ist umso mehr in Ordnung, je wilder etwas ist.“ Die Dialektik dieser Aussage ist bestrickend. Trotzdem vermisse ich die warme Dusche am Morgen.

Wildnis scheint Mämersache zu sein. Unser achtköpfiges Grüppchen ist jedenfalls stark männerlastig. Neben dieser Tatsache verbindet die meisten Teilnehmer ein Unbehagen am ökologischen Zustand des Planeten und die Suche nach einem Lebenssinn jenseits des Leistungs-Mantras. Katharina, die einzige Frau in unserer Gruppe, fühlte sich schon immer der Natur verbunden, arbeitete nach dem Abi in der PC-Branche, sättele dann jedoch um für Forstwissenschaften. Christian aus Hamburg ist Produktmanager für Computerspiele und leidet unter einem Burnout, der ihn an seinem bisherigen Leben zweifeln lässt. Auch Josef aus Berchtesgaden, studierter Biologe mit Re-

formhaus-Ausbildung, befindet sich gerade in einer „Umbruchphase“.

Dann gibt es noch einen esoterischer angehauchten Münchner Berufsfeuerwehrmann, Sepp, gelernter Landwirt, lebt auf dem Land ganz in der Nähe und ist begeisterter Hobby-Schamane. Außerdem baut er Trommeln und liebt es, im Wald Holz zu machen. Sepp ist ein nachdenklicher, ernsthafter Mensch. „Viele wissen, dass es so nicht weitergeht, dass wir irgendwann gegen die Wand rennen“, sagt er in der Vorstellungsrunde. Sein Motto: „Weg von Stress, weg von der Komplexität, vom Technischen, hin zum Einfachen.“ Im Schlepptau hat er seinen Sohn Jonas, einen achtjährigen Pfiffikus mit unerschöpflicher Energie, der die Erwachsenen auf Trab hält. Es gibt noch einen weiteren Jonas in der Gruppe: einen 16-jährigen Schüler aus Herrsching am Ammersee, der gerne allein im Wald herumstreunt. Den Freizeitaktivitäten seiner gleichaltrigen Schulkameraden kann er wenig abgewinnen. „Party machen“ sei nicht so seine Sache, sagt er

etwas schüchtern. Dafür treibe er Kung Fu und interessiere sich für „Survival nach Tom Brown“.

Der US-Amerikaner Tom Brown Jr. ist der Guru der Wildnis-Szene. Von dem legendären Apachen-Scout Stalking Wolf lernte er, wie man im Busch überlebt. Sein „Field Guide to Wildernes Survival“ ist so etwas wie die Bibel der Sze-

Vom Fokus in den Weitwinkel umschalten: Wir üben den Eulenblick.

ne, seine Tracker School im US-Bundesstaat New Jersey Anlaufpunkt für Survival-Freaks aus aller Welt. Auch Thomas hat Tom Brown mal getroffen. Die Leute in der Tracker School seien echte Profis, meint er. „Ich habe gesehen, wie sie sich dort ihre Zigaretten mit einem selbstge-

bauten Bow Drill im Miniformat angezündet haben.“

Ein Bow Drill, frei übersetzt mit Feuerbogen, ist ein archaisches ammutendes Gerät, mit dem man ohne Streichhölzer mittels Reibung Feuer machen kann. Zumindest theoretisch. Auch wir sollten so etwas bauen und in vivo zur Anwendung bringen. Für einen Schreiberling wie mich war allerdings schon das Schneiden der Einzelteile eine Herausforderung. Früher im Pfadfinderlager überließ ich solche handwerklichen Tätigkeiten gerne meinen Kameraden. Die hatten Musikeln, schlugen die Klampfe, konnten schnitzen und verstanden sich aufs Knotenknüpfen. Ich, der eloquente Schöngeist, war für die Lagerzeitung zuständig und die Conference des Buntten Abends, und benedete sie insgeheim. Die Blondes, Blauäugigen ...

Erste Lektion: Knüpfen eines Seiles aus Naturfasern. Thomas verteilt Bastfäden aus dem Bastställen. In der freien Natur findet man so etwas an der Unterseite von Baumrinden. Es geht aber auch

mit Gräsern, Lianen und sogar den Stielen von Brennnesseln. Bei mir geht wenig. Während ich nach einer Bastelstunde im Schein eines Lagerfeuers gerade mal auf mickrige zehn Zentimeter komme und schon einen Krampf in den Fingern habe, hat Jonas satte vier Meter geknüpft. „Ich habe das zu Hause schon öfters gemacht“, bekennt der Waldläufer aus Herrsching. Überleben ist Übungssache.

Am nächsten Morgen versammelt sich unser etwas übermächtigtes Häuflein zur zweiten Lektion. Statt „Fertigkeiten“ stehen nun „Fähigkeiten“ auf dem Programm. Wir sollen den „Eulenblick“ lernen. Wie man vom „Fokus“ in den „Weitwinkel“ umschaltet, um draussen mehr wahrnehmen zu können. Das ist nicht ganz leicht, weil der Zivilisationsmensch, so Thomas, aufs Anvisieren konditioniert sei, vor allem durch Fernseher und PC. „Fokussiermaschinen“, nennt sie unser Lehrer. Zum Üben sollen wir uns eine gute halbe Stunde irgendwo in den Wald setzen. Ich tue, wie befohlen,

bemühe mich um einen „glasigen Blick“, lausche entspannt den Vögeln und nicke ein. Die Nacht war bitterkalt und schlaflos. Besonders am frühen Morgen wünschte ich mir dringlich jenes Flämmchen, „das versteckt brennt und für uns arbeitet“, wie Thomas am Abend zuvor in einer etwas pathetischen Huldigung aus Element des Feuers die geniale Erfindung der mit fossilen Brennstoffen betriebenen Zentralheizung beschrieben hatte. Da hätte mir auch die „Schutzbehaltung“ nicht geholfen, die wir am letzten Tag ohne Werkzeuge bauen sollen: ein aus Ästen und Bergen trockener Buchenblätter bestehendes, fragiles Konstrukt, in das man sich buchstäblich hineinwühlen muss, um nicht zu erfrieren. Irgendwo zwischen Sarg und Komposthaufen.

Auch in den nächsten Lektionen geht es um das, so unser Lehrer, einzige Element, das der Mensch selbst herstellen kann: Feuer machen, Teil eins. Was ist gutes Brennholz, was ist guter Zunder? Wo ist der beste Platz für ein Lagerfeuer? Sogar mir gelingt es auf Anhieb, mit einem einzigen Streichholz einen kleinen, selbst aufgerichteten Scheiterhaufen zu entfachen. Glücksgefühle durchströmen mich. Nächste Aufgabe: Herstellung einer Essensschale aus Holz mittels Glut. Dazu muss ein passendes Stück Holz zu-

Vor 4000 Jahren war der Bow Drill wie Hightech beim Feuermachen.

geschnitten und so lange mit Glutstücken traktiert werden, bis diese eine ausreichend große Höhlung heraus gebrannt haben. Die Asche wird dann mittels Sand abgerieben und das Ganze mit einem Stein poliert, um die offenen Fasern wieder zu schließen. Viele indigene Völker fabrizierten auf diese Weise ihre Kochgefäße und sogar ganze Kanus, erläutert Thomas, der selbst an diesem Wochenende nur aus seiner feuergegerbten Schale isst.

Feuer machen ohne Streichhölzer oder Feuerzeug ist die mit Abstand anspruchsvollste Übung. Die Technik, mit einem „Hand drill“ ein Flämmchen herbeizurufen, ist schon 4000 Jahre alt. Davor suchten die Urmenschen nach Glut, die von einem Blitz entfacht worden war, und hüteten das Feuer, so lange es eben ging. Der vor etwa 4000 Jahren erfundene „Bow Drill“ war da schon ein gewaltiger Fortschritt. Hightech, würde man heute sagen.

Solch ein Gerät selbst herzustellen, erfordert einiges Geschick. Man muss die richtigen Holzarten auswählen und daraus vier Gegenstände herstellen: einen Bogen, eine Spindel, ein Feuerbrett und ein Handstück. Die Spindel (aus möglichst hartem Holz) wird in den Bogen eingespannt, vermittels des Handstücks in eine Mulde des Feuerbretts (aus möglichst weichem Holz) gedrückt und so lange mit gezielten Bewegungen gedreht, bis der dabei entstehende Holzreiß zu rauchen beginnt. Der schwelende Staub wird dann in ein Nest aus trockenem Gras, wie Watte aussehenden Rohrkolbensamen und Birkenrinde bugsiert und zur offenen Flamme hochgepusht.

„Das ist wie Radfahren. Wenn man es mal raus hat, geht's von allein“, versucht uns Thomas zu ermutigen. In Zweier-treuten treten wir gegeneinander an. Katharina und Christian haben den Dreh zu erst raus. Großer Applaus, als das Nest lichterloh zu brennen beginnt. Christian gibt zu, zu Hause in der Küche schon mal geübt zu haben. Die Anleitung dazu hatte er sich aus dem Internet besorgt. Als zweiter schafft es Sepp: „Feuerwehrlaute sind schließlich die besten Pyromanen.“ Mir flutscht die Spindel immer wieder aus dem Bogen, während sich mein Teamkamerad Jonas, der Survival-Profi aus Herrsching, gelangweilt der weiteren Vervollkommnung seiner Brandschale widmet. Mehr als einen breznigen Geruch bringe ich nicht zustande. Vielleicht hilft mir der nötige männlich-aggressive Zugriff.

Dass ich mit meiner Interpretation wohl nicht ganz falsch liege, bestätigt unser Wildnis-Lehrer Thomas anderntags mit seiner offenbar von Freud inspirierten Deutung, dass es sich beim Feuermachen mit dem Bow Drill um einen katalanen „Verknüpfungsvorgang“ handle. Die harte, phallische Spindel als Gebende, männliche und das weiche Feuerbrett als nehmende, weibliche Kraft. „In der indischen Mythologie ist das Feuermachen ein Gebären“, sagt Thomas. „Das Feuer kommt in die Welt, ein magischer Moment.“ Der Weg nach „draußen“ als Weg zu sich selbst: Am Ende wird aus den eher harmlosen Pfadfinderspielen für Erwachsene ein tiefenpsychologisches Selbsterfahrungsseminar. Zum Glück bleiben uns die Regenwürmer erspart.

# Die neuen

Das Outback beginnt hinter dem S-Bahnhof – wenn nur die innere Haltung stir

Von Georg E

**T**homas sitzt da mit verschränkten Beinen und geradem Rücken, in sich ruhend, wie Buddha. Vor sich in dem mit Stroh ausgelegten Indianertipi, das als Versammlungsort dient, hat er ein Tuch ausgebreitet. Darauf liegen Dinge, die man im Wald so findet, wenn man nicht auf dem Mountainbike mit Karacho durch die Pampa brettert: ein Rehschädel, ein Baumpilz, eine Feder, eine Schnecke, ein Stück Moos. In der Mitte des Zeltes knistert ein Lagerfeuer.

Andachtsvoll bröseln Thomas ein paar Blätter in eine silbrig schillernde Muschelschale. „Amerikanischer Salbei“, erläutert er. Dann zündet er sie an, fächelt der Glut mit einer Adlerfeder Luft zu, und beginnt, sich mit dem duftenden Rauch abzuwaschen. Für ihn sei dieses Ritual „ein Ankommen“. Dann macht die Schale die Runde. Mich macht der Vollzug indianischer Folklore in westlicher Interpretation immer etwas befangen. Zumal die Indianer, wie jüngst in dieser Zeitung stand, wohl auch keine Musterknaben in Sachen Nachhaltigkeit waren. Sie hatten nur noch nicht die technischen Mittel, um sich die Natur so vollständig zu unterwerfen, wie es dann die Weißen taten. Und die viel zitierte Weisung der Cree, „Erst wenn der letzte Baum gerodet ist . . . werdet ihr merken, dass man Geld nicht essen kann“, soll nicht von einem Schamanen stammen, sondern von einem Filmregisseur namens Ted Perry. Ernüchternd.

Das morgendliche Räucheritual wird unsere kleine Gruppe von Wildnis-Lehrlingen an diesem Wochenende begleiten. Schließlich wollen wir nicht nur diverse Überlebentechniken lernen wie Feuer machen ohne Streichhölzer oder den Bau einer Laubhütte, sondern auch die „richtige Haltung“ fürs Leben im Outback. „Viel Spaß beim Regenwürmer-Essen“, hatten mir Freunde zum Abschied gewünscht.

Kursleiter ist Thomas Wenger, 42, von Beruf Förster, er steht als „Wildnispädagoge“ in den Diensten der vom ehemaligen Flugbegleiter und Flugsicherheits-trainer Wolfgang Peham gegründeten und geleiteten Wildnisschule Wildniswissen in Hannover. Der Basiskurs sei kein klassisches Survival-Training, erläutert Peham auf seiner Internetseite. „Wenn Sie aber auf der Suche nach einer tieferen Verbindung zur Natur sind und nach



Sie aber auf der Suche nach einer tieferen Verbindung zur Natur sind und nach Fertigkeiten, die Ihnen helfen, im Einklang mit und in ihr zu leben, dann sind Sie hier richtig.“

Unser Trainings-Outback liegt im Münchner S-Bahnbereich, in einem Waldstück nahe dem Örtchen Jetzendorf im Dachauer Land. Dort betreut Thomas die Wälder des Barons von Freyberg. Naturnaher Waldbau, versteht sich. So richtig wild ist es hier nicht. Ein ziemlich normaler deutscher Wirtschaftswald, wenn auch keine Fichtenwüste. Über unseren

## „Wildnis? Unsere Natur vor der Haustür reicht völlig aus.“

Köpfen dröhnen die Flieger, die den nahen Münchner Großflughafen ansteuern. Am Telefon hat Peham gesagt, Wildnis sei für ihn „die natürliche Ordnung der Welt“. Um in sie einzutauchen, brauche es nicht unbedingt völlig unberührte, menschenleere Natur. „Unsere Natur vor der Haustür reicht völlig, es kann sogar der eigene Garten sein.“

Meinem Verständnis von Wildnis am nächsten kommt noch der Sumpf am Flüsschen Purrbach, wo eine Biberfamilie kreative Unordnung veranstaltet hat. Überall liegen gefällt Bäume herum. Der von den Nagern gebaute Damm ist so dicht, dass die „Wellnessoase“, unser asketischer Waschplatz, fast trockengefallen ist. „Wir haben immer den Drang, alles in Ordnung zu bringen“, meint Thomas, als er uns zu dem Biberverhau führt. „Dabei ist umso mehr in Ordnung, je wilder etwas ist.“ Die Dialektik dieser Aussage ist bestrickend. Trotzdem vermisse ich die warme Dusche am Morgen.

Wildnis scheint Männersache zu sein. Unser achtköpfiges Grüppchen ist jedenfalls stark männerlastig. Neben dieser Tatsache verbindet die meisten Teilnehmer ein Unbehagen am ökologischen Zustand des Planeten und die Suche nach einem Lebenssinn jenseits des Leistungs-Mantras. Katharina, die einzige Frau in unserer Gruppe, fühlte sich schon immer der Natur verbunden, arbeitete nach dem Abi in der PC-Branche, sattelte dann jedoch um auf Forstwissenschaften. Christian aus Hamburg ist Produktmanager für Computerspiele und leidet unter einem Burnout, der ihn an seinem bisherigen Leben zweifeln lässt. Auch Josef aus Berchtesgaden, studierter Biologe mit Re-

formhaus-Ausbildung, befindet sich gerade in einer „Umbruchsphase“.

Dann gibt es noch einen esoterisch angehauchten Münchner Berufsfeuerwehrmann. Sepp, gelernter Landwirt, lebt auf dem Land ganz in der Nähe und ist begeisterter Hobby-Schamane. Außerdem baut er Trommeln und liebt es, im Wald Holz zu machen. Sepp ist ein nachdenklicher, ernsthafter Mensch. „Viele wissen, dass es so nicht weitergeht, dass wir irgendwann gegen die Wand rennen“, sagt er in der Vorstellungsrunde. Sein Motto: „Weg vom Stress, weg von der Kompliziertheit, vom Technischen, hin zum Einfachen.“ Im Schlepptau hat er seinen Sohn Jonas, einen achtjährigen Pfiffikus mit unerschöpflicher Energie, der die Erwachsenen auf Trab hält. Es gibt noch einen weiteren Jonas in der Gruppe: einen 16-jährigen Schüler aus Herrsching am Ammersee, der gerne allein im Wald herumstreunt. Den Freizeitaktivitäten seiner gleichaltrigen Schulkameraden kann er wenig abgewinnen. „Party machen“ sei nicht so seine Sache, sagt er

etwas schüchtern. Dafür treibe er Kung Fu und interessiere sich für „Survival nach Tom Brown“.

Der US-Amerikaner Tom Brown Jr. ist der Guru der Wildnis-Szene. Von dem legendären Apachen-Scout Stalking Wolf lernte er, wie man im Busch überlebt. Sein „Field Guide to Wildernes Survival“ ist so etwas wie die Bibel der Sze-

## Vom Fokus in den Weitwinkel umschalten: Wir üben den Eulenblick.

ne, seine Tracker School im US-Bundesstaat New Jersey Anlaufpunkt für Survival-Freaks aus aller Welt. Auch Thomas hat Tom Brown mal getroffen. Die Leute in der Tracker School seien echte Profis, meint er. „Ich habe gesehen, wie sie sich dort ihre Zigaretten mit einem selbstge-



# en Wilden

ng stimmt: Wofür gibt es sonst Kurse in „Wildniswissen“? Ein Seminarbesuch.

eorg Etscheit



bemühe mich um einen „glasigen Blick“, lausche entspannt den Vögeln und nicke ein. Die Nacht war bitterkalt und schlaflos. Besonders am frühen Morgen wünschte ich mir dringlich jenes Flämmchen, „das versteckt brennt und für uns arbeitet“, wie Thomas am Abend zuvor in einer etwas pathetischen Huldigung ans Element des Feuers die geniale Erfindung der mit fossilen Brennstoffen betriebenen Zentralheizung beschrieben hatte. Da hätte mir auch die „Schutzbehauung“ nicht geholfen, die wir am letzten Tag ohne Werkzeuge bauen sollen: ein aus Ästen und Bergen trockener Buchenblätter bestehendes, fragiles Konstrukt, in das man sich buchstäblich hineinwühlen muss, um nicht zu erfrieren. Irgendwo zwischen Sarg und Komposthaufen.

Auch in den nächsten Lektionen geht es um das, so unser Lehrer, einzige Element, das der Mensch selbst herstellen kann. Feuer machen, Teil eins. Was ist gutes Brennholz, was ist guter Zunder? Wo ist der beste Platz für ein Lagerfeuer? Sogar mir gelingt es auf Anhieb, mit einem einzigen Streichholz einen kleinen, selbst aufgerichteten Scheiterhaufen zu entfachen. Glücksgefühle durchströmen mich. Nächste Aufgabe: Herstellung einer Essensschale aus Holz mittels Glut. Dazu muss ein passendes Stück Holz zu-

---

Vor 4000 Jahren war der Bow Drill wie Hightech beim Feuermachen.

---

geschnitten und so lange mit Glutstückchen traktiert werden, bis diese eine ausreichend große Höhlung heraus gebrannt haben. Die Asche wird dann mittels Sand abgerieben und das Ganze mit einem Stein poliert, um die offenen Fasern wieder zu schließen. Viele indigene Völker fabrizierten auf diese Weise ihre Kochgefäße und sogar ganze Kanus, erläutert Thomas, der selbst an diesem Wochenende nur aus seiner feuergegerbten Schale isst.

Feuer machen ohne Streichhölzer oder Feuerzeug ist die mit Abstand anspruchsvollste Übung. Die Technik, mit einem „Hand drill“ ein Flämmchen herbeizurufen, ist schon 40000 Jahre alt. Davor



zung bauten Bow Drill im Miniformat ange-  
vival zündet haben.“

Ein Bow Drill, frei übersetzt mit Feuer-  
n Jr. bogen, ist ein archaisch anmutendes Ge-  
dem rät, mit dem man ohne Streichhölzer mit-  
king tels Reibung Feuer machen kann. Zumin-  
über dest theoretisch. Auch wir sollten so et-  
Sur was bauen und in vivo zur Anwendung  
Sze- bringen. Für einen Schreiberling wie  
mich war allerdings schon das Schnitzen  
der Einzelteile eine Herausforderung.  
Früher im Pfadfinderlager überließ ich  
solche handwerklichen Tätigkeiten ger-  
ne meinen Kameraden. Die hatten Mus-  
keln, schlugen die Klampfe, konnten  
schnitzen und verstanden sich aufs Knotenknüpfen. Ich, der eloquente Schön-  
geist, war für die Lagerzeitung zuständig  
und die Conférence des Bunten Abends,  
und beneidete sie insgeheim. Die Blon-  
den, Blauäugigen . . .

Erste Lektion: Knüpfen eines Seiles  
aus Naturfasern. Thomas verteilt Bastfä-  
den aus dem Bastelladen. In der freien  
Natur findet man so etwas an der Unter-  
seite von Baumrinden. Es gehe aber auch

mit Gräsern, Lianen und sogar den Sti-  
len von Brennnesseln. Bei mir geht  
wenig. Während ich nach einer Bastel-  
stunde im Schein eines Lagerfeuers gera-  
de mal auf mickrige zehn Zentimeter  
komme und schon einen Krampf in den  
Fingern habe, hat Jonas satte vier Meter  
geknüpft. „Ich habe das zu Hause schon  
öfters gemacht“, bekennt der Waldläufer  
aus Herrsching. Überleben ist Übungs-  
sache.

Am nächsten Morgen versammelt sich  
unser etwas übernächtiges Häuflein zur  
zweiten Lektion. Statt „Fertigkeiten“ ste-  
hen nun „Fähigkeiten“ auf dem Pro-  
gramm. Wir sollen den „Eulenberg“ ler-  
nen. Wie man vom „Fokus“ in den „Weit-  
winkel“ umschaltet, um draußen mehr  
wahrnehmen zu können. Das ist nicht  
ganz leicht, weil der Zivilisations-  
mensch, so Thomas, aufs Anvisieren kon-  
ditioniert sei, vor allem durch Fernseher  
und PC. „Fokussiermaschinen“, nennt  
sie unser Lehrer. Zum Üben sollen wir  
uns eine gute halbe Stunde irgendwo in  
den Wald setzen. Ich tue, wie befohlen,

„Hand drill“ ein Flämmchen herbeizuru-  
fen, ist schon 40 000 Jahre alt. Davor  
suchten die Urmenschen nach Glut, die  
von einem Blitz entfacht worden war,  
und hüteten das Feuer, so lange es eben  
ging. Der vor etwa 4000 Jahren erfunde-  
ne „Bow Drill“ war da schon ein gewalti-  
ger Fortschritt. Hightech, würde man  
heute sagen.

Solch ein Gerät selbst herzustellen, er-  
fordert einiges Geschick. Man muss die  
richtigen Holzarten auswählen und dar-  
aus vier Gegenstände herstellen: einen  
Bogen, eine Spindel, ein Feuerbrett und  
ein Handstück. Die Spindel (aus mög-  
lichst hartem Holz) wird in den Bogen  
eingespannt, vermittels des Handstücks  
in eine Mulde des Feuerbretts (aus mög-  
lichst weichem Holz) gedrückt und so lan-  
ge mit geigenden Bewegungen gedreht,  
bis der dabei entstehende Holzabrieb zu  
rauchen beginnt. Der schwelende Staub  
wird dann in ein Nest aus trockenem  
Gras, wie Watte aussehenden Rohrkol-  
bensamen und Birkenrinde bugsiert und  
zur offenen Flamme hochgepuset.

„Das ist wie Radfahren. Wenn man es  
mal raus hat, geht's von allein“, versucht  
uns Thomas zu ermutigen. In Zweier-  
teams treten wir gegeneinander an. Ka-  
tharina und Christian haben den Dreh zu-  
erst raus. Großer Applaus, als das Nest  
lichterloh zu brennen beginnt. Christian  
gibt zu, zu Hause in der Küche schon mal  
geübt zu haben. Die Anleitung dazu hatte  
er sich aus dem Internet besorgt. Als zwei-  
ter schafft es Sepp: „Feuerwehrleute sind  
schließlich die besten Pyromanen.“ Mir  
flutscht die Spindel immer wieder aus  
dem Bogen, während sich mein Teamka-  
merad Jonas, der Survival-Profi aus Herr-  
sching, gelangweilt der weiteren Vervoll-  
kommnung seiner Brandschale widmet.  
Mehr als einen brenzligen Geruch bringe  
ich nicht zustande. Vielleicht fehlt mir  
der nötige männlich-aggressive Zugriff.

Dass ich mit meiner Interpretation  
wohl nicht ganz falsch liege, bestätigt un-  
ser Wildnis-Lehrer Thomas anderntags  
mit seiner offenbar von Freud inspirier-  
ten Deutung, dass es sich beim Feuerma-  
chen mit dem Bow Drill um einen koitalen  
Vereinigungsprozess handele. Die  
harte, phallische Spindel als Gebende,  
männliche und das weiche Feuerbrett als  
nehmende, weibliche Kraft. „In der india-  
nischen Mythologie ist das Feuermachen  
ein Gebären“, sagt Thomas. „Das Feuer  
kommt in die Welt, ein magischer Mo-  
ment.“ Der Weg nach „draußen“ als Weg  
zu sich selbst: Am Ende wird aus den  
eher harmlosen Pfadfinderspielen für Er-  
wachsene ein tiefenpsychologisches  
Selbsterfahrungsseminar. Zum Glück  
bleiben uns die Regenwürmer erspart.